

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

Gudrun Föttinger, *Das Bild Frankreichs und der Franzosen in der neueren québecer Literatur (1941-1982) und seine identitätsbildende Funktion*, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2006 (Fritz Peter Kirsch)

Ingo Kolboom/Roberto Mann, *Akadien. Ein französischer Traum in Amerika. Vier Jahrhunderte Geschichte der Literatur der Akadier*, Heidelberg: Synchron-Verlag 2005 (Helga Bories-Sawala)

Normand Perron/Serge Gauthier, *Histoire de Charlevoix*, Collection « Les régions du Québec », N° 14, Québec, Institut québécois de recherche sur la culture, 2000 (Yves Laberge)

Ruth Panofsky, *The Force of Vocation: The Literary Career of Adele Wiseman*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2006 (Fabienne Quennet)

Danielle Fuller, *Writing the Everyday: Women's Textual Communities in Atlantic Canada*, Montreal & Kingston: McGill-Queen's University Press, 2004 (Kirsten Sandrock)

Gudrun Föttinger, *Das Bild Frankreichs und der Franzosen in der neueren québecer Literatur (1941-1982) und seine identitätsbildende Funktion*, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2006 (401 S.; ISBN 978-3-631-55718-1, 68,50 €).

Diese über einen längeren Zeitraum hinweg (seit Beginn der 90er Jahre) in Bayreuth unter der Ägide von János Riesz herangereifte Dissertation beeindruckt zunächst durch ihren Umfang und die sehr reichhaltige Dokumentation.¹ Respekt fordern auch

1 Die Bibliographie umfasst nicht viel weniger als 50 Seiten. Die Texte, die im Hinblick auf das in ihnen entwickelte Frankreichbild näher betrachtet werden (Romane und Essays) finden sich unter „Primärliteratur“. Mehrere dieser Autorinnen und Autoren sind einzeln angeführt in einem Kapitel mit Angaben zur z. T. schwer zugänglichen Spezialliteratur. Der große Abschnitt „Sekundärliteratur“ enthält seltsamerweise auch eine Reihe von literarischen Texten (Romane von Anne Hébert und Gabrielle Roy, Gaston Miron's *Homme rapaillé*, Voltaires *Candide*...). Am Ende steht ein relativ umfangreicher Abschnitt mit „Beiträgen

der Mut und das Engagement, mit denen die Verfasserin die Herausforderungen eines besonders komplexen und für die Forschung zur frankokanadischen Literatur höchst bedeutsamen Themas angenommen hat. Zweifellos stellt die Beziehung zu Frankreich ein Schlüsselproblem der Literatur- und Kulturgeschichte Québecks dar. Um diesem Problem, das vorher nur ansatzweise und in Teilaspekten erkundet worden war, auf den Grund zu gehen, hat die Verfasserin sehr viel Mühe und Sorgfalt walten lassen. Im Bewusstsein dieser herausragenden Arbeitsleistung würde der Rezensent gerne uneingeschränkten Beifall zollen. Aber gewisse Bedenken dämpfen die Begeisterung und lassen vermuten, dass auf diesem Gebiet noch viel zu tun ist – worauf ja die Verfasserin in ihrem Schlusswort dankenswerter Weise selbst hinweist.

Zu Beginn, auf etwa 30 Seiten, erfolgt eine Auseinandersetzung mit Theoriefragen. In diesem knappen Überblick über jene Richtungen, denen sich die Verfasserin

zur Imagologie, Komparatistik und Sozialpsychologie“.

besonders verpflichtet fühlt, haben Stereotypenforschung und Imagologie naturgemäß besonderes Gewicht. Trotz eines Hinweises auf Michel Foucault wird die rezente Entwicklung der Imagologie in Richtung Diskursanalyse und Konstruktivismus nicht nachgezeichnet und somit auch nicht diskutiert. Hingegen wird ein Nahverhältnis zu einer historisch-soziologischen Betrachtungsweise betont, wobei die Arbeiten von Manfred S. Fischer, Thomas Bleicher und Peter Boerner durch ihre Verbindung von Imagologie und Geschichte besonderes Interesse zu wecken scheinen. Aber letztlich dominiert eine distanzierte Haltung zu den diversen Theoriemodellen. So heißt es auf Seite 31: „Auch nach thesenreichen Diskussionen um das Fach Imagologie, scheint die junge Subdisziplin der Literaturwissenschaft aufgrund fehlender Methodik noch unausgereift, aber nicht ohne Zukunft. In der vorliegenden Arbeit wird den diskutierten Positionen mit einer Art ‚kritischen Sympathie‘ begegnet.“ Im weiteren Verlauf der Arbeit wird auf Probleme der Literaturtheorie nur noch selten Bezug genommen. Gegen Ende der Arbeit finden sich in einer Romananalyse von der Soziolinguistik inspirierte Erörterungen über den Gegensatz von französischem und kanadischem Französisch.

Die wichtigste Grundlage, auf der die Arbeit aufgebaut wird, liefern offensichtlich Texte und Textanalysen. Ein eigenes Unterkapitel ist der „Korpusfindung“ gewidmet. Etwa 200 Seiten, also die Hälfte der Arbeit, enthalten sehr ausführliche Präsentationen von vier markanten Texten, in denen sich québecer AutorInnen mit Frankreich und den Franzosen auseinandergesetzt haben. Auf die beiden Essays *France immortelle* von Rex Desmarchais (1941) und Robert Charbonneau *La France et nous* (1947) folgen die Romane *Une Liaison parisienne* von Marie-Claire Blais (1975) und *Maman-Paris Maman-la-France* (1982) von Claude Jasmin. Diese Analysen, zu denen sich noch ein kürzeres Kapitel über das Frankreichbild im québecer Theater gesellt, sind chronologisch geordnet und sollen eine Entwick-

lungskurve fühlbar machen, die von einer „frankreichnahen“ zu einer „frankreichkritischen“ Haltung bei den Protagonisten der québecer Literaturszene reicht. Den ausführlich behandelten zeitgeschichtlichen Hintergrund liefert einerseits die Konfrontation der Frankokanadier mit den europäischen Konflikten im Vorfeld und während des zweiten Weltkriegs, andererseits die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen in Québec, die während der 60er Jahre als „*Révolution tranquille*“ in eine Phase extremer Intensivierung traten. Zweifellos handelt es sich bei diesen drei oder vier Jahrzehnten um die Mitte des 20. Jahrhunderts um eine Periode, in der das alte Nahverhältnis Québecks zu Frankreich zu besonderer Aktualität gelangte und auf widersprüchliche, teilweise kontroverse Weise diskutiert wurde. Gerade in dieser Epoche Schwerpunkte zu setzen, war im Hinblick auf die Ausrichtung des Forschungsprojekts naheliegend und versprach, interessante Ergebnisse zu zeitigen. Tatsächlich illustrieren die Analysen des Textmaterials auf recht überzeugende Weise das Spiel von Anziehung und Abstoßung, das für die Relation Québec-Frankreich charakteristisch ist. Gut gelungen erscheint besonders die Darstellung der Kontroverse zwischen Robert Charbonneau und diversen Pariser Intellektuellen, als die französische Wertschätzung der Gastfreundschaft von québecer Verlagen während der Naziherrschaft nach der Libération in harsche Kritik an der als zu freundlich empfundenen Haltung Québecks gegenüber ehemaligen Kollaborateuren umschlägt. Eindrucksvoll in ihrer Ausführlichkeit ist auch die Darstellung des Spiels mit den Stereotypen – im Zeichen von Frankophilie und Frankophobie – wie es sich in den eingehender untersuchten Romanen und Theaterstücken präsentiert.

Hier, in der Beleuchtung des québecer Frankreichbildes um die Mitte des 20. Jahrhunderts, mit all seinen Widersprüchen und in seiner ganzen Komplexität, sieht der Rezensent den Hauptverdienst der Arbeit. Dass bei der Textinterpretation auch kon-

ventionelles Sich-Einfühlen am Werk ist und manche Redundanz nach Straffung ruft, führt zu keiner radikalen Schmälerung des positiven Gesamteindrucks. Wenn hingegen der Prozess, welcher die Konstituierung des genannten Bildes bedingt und vorantreibt, im Sinne der Genesis einer autonomen québecer Identität und einer eigenständigen frankokanadischen Literatur gedeutet wird, fällt es schwer, der Argumentation der Verfasserin zu folgen.

Einem sehr vereinfachenden, in der Arbeit an mehr als einer Stelle ausgeführten Konzept zufolge² stand Québec bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts unter dem Diktat der katholischen Kirche, die eine Orientierung des Kulturlebens an einem reaktionären Frankreichbild (Kultur des *Ancien régime*, antiliberalen Tendenzen des 19. Jahrhunderts, *Renouveau catholique*) erzwang und damit die Ausbildung einer eigenständigen Identität als frankophone Nordamerikaner verhinderte bzw. verzögerte. Erst mit dem Ende der kirchlichen Vorherrschaft, so die These, hörten die Québécois auf, sich vorwiegend an „ihrer“ Vergangenheit als Franzosen zu orientieren. Erst jetzt zeichnet sich die Möglichkeit ab, Frankreich nicht länger im Lichte einer kritiklosen Verehrung zu sehen, wie sie in dem Essay von Rex Desmarchais noch einmal zum Tragen zu kommen scheint. Das idealisierte Frankreichbild erhält durch die

Ereignisse nach dem Weltkrieg beträchtliche Trübungen, während das Bewusstsein des Andersseins durch diese immer kritischere Konfrontation mit Frankreich ständig Fortschritte macht und zu einem gefestigten Selbstbewusstsein der Québécois führt.

Eine solche Darstellung in Bausch und Bogen abzulehnen, wäre sicher nicht richtig. Der Rezensent hat für das katholisch-konservative Establishment der Duplessis-Zeit ebenso wenig übrig wie die Verfasserin. Der Aufstand gegen das Normensystem hatte seine Berechtigung und löste gerade auf literarischem Gebiet Proteste aus, deren Wortgewalt einen auch heute noch begeistern kann. Nichtsdestoweniger hat es auch vor der *Révolution tranquille* und ihren Wegbereitern ein kulturelles Leben in Québec gegeben, das in all seiner Widersprüchlichkeit verdient, ernst genommen und gewürdigt zu werden, auch im Hinblick auf den Frankreichbezug, der sich selbst zur Blütezeit der „*survivance*“-Ideologie nicht ohne weiteres als verblendetes Nachbeten klerikaler Standards des Denkens und Fühlens deuten lässt. Was den Rezensenten an dieser Arbeit stört, das ist eine Setzung der Akzente, welche den Gegensatz von Alt und Neu extrem hervorhebt und damit wenig Spielraum für Nuancierungen lässt, so als wären die historischen Polemiken von *Refus global* bis zur *Révolution tranquille*, die Auflehnung gegen die Theokratie und das Insistieren auf der Identitätssuche der sich als Waisenkinder und „*Canadiens errants*“ empfindenden québecer Intellektuellen, mit all ihrer Schärfe, gleichsam ungefiltert durch den zeitlichen Abstand und die Entwicklung der Forschung, in die Studie eingeflossen. Mag sein, dass manche Handbücher den revolutionären Wandel, den die 60er Jahre brachten, so stark betonten, dass die Elemente der Kontinuität in den Hintergrund treten, so wie es die Verfasserin da und dort andeutet.³ Aber es ist nicht das-

2 Vgl. z. B. die folgenden Zitate: „In Ermangelung einer eigenen Identität sucht Québec die Anlehnung an die Wurzeln, zieht sich zurück in die Vergangenheit und verschließt den Blick vor der Gegenwart“ (37 f.). Demnach gibt es in der älteren kanadischen Literatur nur „Abhängigkeit, Denken in Schablonen und Unfreiheit“ (139 f.). „Der Bruch mit der Tradition führt jedoch nicht übergangslos zu einer eigenständigen frankokanadischen Literatur“ (96). Aber dann kommt der große Umschwung: „In dem Maße aber, wie man sich der Fremdheit der französischen Kultur gegenüber der eigenen immer mehr bewusst wird, setzt eine Abgrenzung ein, eine neue Ära der Auseinandersetzung mit Frankreich, die eine Basis bildet für die Herausbildung einer eigenen autonomen und unabhängigen québecer Identität.“ (49).

3 „So sind sich alle maßgeblichen Literaturgeschichten darin einig, dass die Herausbildung einer eigenständigen Nationalliteratur nur in zeitlich engem und untrennbarem Zusammenhang mit der Entwicklung eines politischen

selbe, wenn z. B. Klaus-Dieter Ertler auf eine „Neudefinition der québécoischen Identität“ um die Mitte des 20. Jahrhunderts Bezug nimmt,⁴ und in der vorliegenden Arbeit diese Identität um die Mitte des 20. Jahrhunderts überhaupt erst zu entstehen scheint. Pierre Nepveu hat in seinen *Intérieurs du Nouveau Monde* gezeigt, mit welcher Intensität das Bewusstsein einer eigenständigen Kulturgeneese schon im 17. Jahrhundert einsetzt und sich ungebrochen bis zur Gegenwart weiterentwickelt. Gérard Bouchard betont im Québec-Kapitel seines Buches über die *Genèse des nations et cultures du Nouveau Monde* die Entwicklung einer „amerikanischen“ Identität bei der Unterschicht, die den konservativen Nationalismus der Eliten bereits im 19. Jahrhundert in Frage stellt. Und selbst bei der Betrachtung der québecer Elitekultur und ihrer traditionalistischen Prägung lässt sich nicht alles durch die klerikale Diktatur und die von ihr geförderte Fixierung auf das alte Frankreich erklären. So hat Claude Couture am Beispiel der als Inbegriff des konservativen *Roman de la terre* geltenden Jean Rivard-Romane von Gérin-Lajoie eine starke Tendenz zum amerikanischen Wirtschaftspragmatismus in der québecer Gesellschaft des späteren 19. Jahrhunderts nachgewiesen.⁵ Die liberalen Strömungen, die sich in Québec unter dem Eindruck der Aufklärung und der Französischen Revolution entfalten, haben sich gewiss abgeschwächt, als nach 1837 wie auch nach der Konföderation von 1867 der Druck seitens des als über-

Bewusstseins und québecer Selbstverständnisses zu sehen ist, so wie sie sich etwa nach dem Tod des autokratisch regierenden und reaktionären Maurice Duplessis 1959 einstellt.“ (48)

4 Klaus-Dieter Ertler, *Kleine Geschichte des frankokanadischen Romans*, Tübingen, Narr, 2000, 166.

5 Vgl. Claude Couture, *Le mythe de la modernisation du Québec. Des années 1930 à la Révolution tranquille*, Montréal, Éditions du Méridien, 1991; Pierre Nepveu, *Intérieurs du Nouveau Monde*, Montréal, Boréal, 1998; Gérard Bouchard, *Genèse des nations et cultures du Nouveau Monde*, Montréal, Boréal, 2000. Keiner dieser Autoren ist in der Bibliographie der vorliegenden Arbeit vertreten.

mächtig empfundenen Anglokanada tief-sitzende Ängste und Abwehrreflexe bei den Frankophonen erzeugte. Aber diese Strömungen waren auch in der Zeit des nationalen Arrangements der québecer Bourgeoisie mit dem Klerus wirksam, wenn auch auf defensive, oft unterschwellige Weise, und intensivierten sich mit dem Zunehmen des Modernisierungsdruckes, dem Québec besonders nach 1880 von Süden und von Westen her ausgesetzt war. Nicht zuletzt im Lichte dieser Spannungen erscheint auch die ältere québecer Literatur in vieler Hinsicht eigenständig und sollte nicht mit einem provinziell-reaktionären Abklatsch französischer Modelle verwechselt werden. Wenn es da z. B. heißt „Der québecer Roman der Jahre 1900 bis 1939 ist stereotyp und kopiert nur eine Methode. Den Autoren fehlt jegliche Kenntnis zu Stil, 'écriture' und Form.“ (38), so kann der Leser nur bedauern, dass es in dieser Arbeit offensichtlich nicht gelungen ist, eine tiefere Beziehung zu einer Periode aufzubauen, die nicht nur *Maria Chapdelaine* hervorgebracht hat, sondern auch *La Scouine*, *Marie Calumet* und *Les Demi-Civilisés*.

So gesehen, präsentieren sich das Québec der „Theokratie“ und seine Literatur auf wesentlich differenziertere Weise, als es die vorliegende Arbeit zum Ausdruck bringt. Betrachtet man das kulturelle Leben der *belle province* nicht als Aufeinanderfolge von klerikal gesteuerter Abhängigkeit von Frankreich und revolutionärem Durchbruch zur Autonomie, sondern als Spiel widerstreitender Kräfte, erscheint auch das Frankreichbild Québecons in einem anderen Licht, vermutlich weniger beherrschend, eher als ein (wichtiger) Faktor unter anderen. So erscheint es beispielsweise möglich, die panegyrische Rhetorik in *France immortelle* von Rex Desmarchais, die in der vorliegenden Studie als Auswuchs einer irrageleiteten Phantasie präsentiert wird,⁶ mit dem

6 „Desmarchais' Bild von Frankreich basiert auf einer Art von höfischen Idealen (...)“ (65). „(...) ein Bild von Frankreich, das überzogen glorifizierend und mythisch verklärt ist und eher einer Phantasie gleichkommt als der Realität entspricht“ (92)

Nationalismus der französischen Romantik, wie er sich gerade bei liberal orientierten Autoren wie Michelet, Lamartine und Hugo manifestiert, in Zusammenhang zu bringen.

Alle diese kritischen Bemerkungen zielen auf allgemeine, zum Grundsätzlichen weisende Aspekte. Der Rezensent kann sie nicht unformuliert lassen und möchte sich doch viel lieber über Vorzüge der Arbeit verbreitern. Diese letzteren sieht er vor allem in der Gründlichkeit, mit der markante Texte mit Frankreichbezug durchleuchtet werden. Hier, in den imagologischen Analysen, welche so manche Feinheit, über die man leicht hinwegliest, in aller Deutlichkeit hervortreten lassen, zeigt sich Genauigkeit wie auch Scharfsinn. Aber auch diese Freude bleibt nicht ungetrübt, finden sich doch auf Schritt und Tritt die Lektüre störende Nachlässigkeiten, welche die sprachliche Form betreffen. Hier zwei Beispiele: „Unsicherheit breitete sich aus, ob der Zustände, die kommen sollten und darüber, was aus der Geschichte Frankreichs und seiner Trennung von Kirche und Staat soviel Negatives durch den kanadischen Klerus verbreitet wurde.“ (173) „Die als Initiation geltenden Aufenthalte vieler québecer Intellektueller in Frankreich und Paris haben ihre vereinnahmende Sogwirkung verloren, als man erkennt, dass das Arbeitsfeld der Literatur auch eine ‚littérature engagée‘ ist und die gesellschaftlichen und politischen Veränderungen mit Jean Lesages Regierungsantritt diese Aufgabe begünstigen“ (341).

Fritz Peter Kirsch

Ingo Kolboom/Roberto Mann, *Akadien. Ein französischer Traum in Amerika. Vier Jahrhunderte Geschichte der Literatur der Akadier*. Heidelberg: Synchron-Verlag 2005. (1014 S.; ISBN 3935025548, 58 €).

Akadien ist ein Land, das auf keiner Landkarte steht und von der Rechtschreibsoftware nicht erkannt wird. Aber ab sofort ist

es im deutschsprachigen Raum eine unverzeihliche Bildungslücke, Akadien nicht zu kennen, gibt es doch jetzt ein Werk, das diesbezüglich keine Fragen offen lässt und für jeden Geschmack und Anspruch vielfältigste Zugänge bietet.

Ursprünglich sollte es eine Anthologie historischer und literarischer Texte werden, für die es in der Tat dringenden Bedarf gab. Dieser sorgfältig ausgewählte und kommentierte Teil ist dann auch eine Fundgrube akademischen Schriftguts im besten Sinne geworden, in dem man immer wieder gern auf Entdeckungsreise geht. Und dass man sich in diesem Meer lesenswerter Texte nicht verliert, garantieren die kluge Einführungen zu den einzelnen Kapiteln sowie der auch für Nicht-Literaturwissenschaftler verständliche, dennoch sehr sachkundige Abriss von Roberto Mann: „Von den alten Geschichten zur Modernen Großstadtlyrik“, der von den Ursprüngen in Reiseberichten, Memoiren und Briefen des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts über die von der mündlichen Überlieferung geprägte „Zeit der Stille“ seit der Vertreibung in die „akadische Renaissance“ Mitte des 19. Jahrhunderts und bis zu den modernen und „postmodernen“ Autoren führt. Besonders bekannte Namen darunter sind u.a. Antonine Maillet, die für ihren Roman *Pélagie-la-Charrette* 1979 den ersten Goncourt erhielt, der je außerhalb Frankreichs verliehen wurde, Herménégilde Chiasson, der heute *lieutenant gouverneur* der Provinz ist, Calixte Duguay, France Daigle, Zacharie Richard. Viele von ihnen arbeiten genreübergreifend, einschließlich Chansons.

Ein besonderes Denkmal setzt nicht nur die Anthologie dem Romancier und Lyriker Gérald Leblanc, sondern das Buch verweist schon im Titelbild, in dem Miriam Dörrie sein Gedicht „Pour une absence“ (2004) in Bildsprache übersetzt hat (Kreide auf Sperrholz, mit einer Aussparung), auf den schmerzlichen Verlust, den sein früher Tod 2005 für die akademische Kulturlandschaft bedeutet.

Neben der umfangreichen, 400 Seiten umfassenden Anthologie enthält das Werk

sozusagen ein zweites Buch, kann doch die historische Einführung von Ingo Kolboom „Die Akadier – Frankreichs vergessene Kinder. Der lange Weg zu einer Nation ohne Grenzen“ als eine eigenständige Geschichte Akadiens bezeichnet werden. Detailreich, aber nie langatmig, führt uns der Autor in einem mit Belegen, Verweisen, aber auch Quellentexten, literarischen Zitaten, Karten und Abbildungen verschiedenster Art gespickten Text, von den Ursprüngen jener zunächst von ca. 100 französischen Familien gegründeten Provinz namens „Larcadia, La Cadie, Larcadyc“ zur heutigen *Acadie*, spricht: den frankophonen Gemeinschaften in Neubraunschweig (wo sie ca. ein Drittel der Bevölkerung ausmachen), in den übrigen maritimen Provinzen Kanadas, sowie in Québec, Louisiana, Neufundland, Neuengland, den Falkland-Inseln und Frankreich.

Die nach den ersten großen Entdeckungsreisen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter widrigen Umständen gewagten ersten Siedlungsversuche (zunächst 1604 in Sainte-Croix, ein Jahr später folgte die Gründung von Port Royal) wurden zusätzlich erschwert durch Ränkespiele und feudale Machtkämpfe zwischen ehrgeizigen französischen Adeligen und Kaufleuten. Vor allem aber war die junge Kolonie von Anfang an Zankapfel zwischen Frankreich und England und erlebte ständig wechselnde Herren, bis der größte Teil mit dem Ende des spanischen Erbfolgekriegs 1713 endgültig an England fiel. Frankreichs Ambitionen lagen in Europa – hier wurde das Schicksal der neuen Welt entschieden – sie war, wie sich auch an der Preisgabe der *Nouvelle-France* am Sankt-Lorenz (Québec) später zeigen sollte, Spielball, Verhandlungsmasse.

Vom Mutterland früh im Stich gelassen, fanden die Akadier verlässliche Partner in den Ureinwohnern, mit denen sie, auch auf der Grundlage wirtschaftlicher Interessen in friedlicher Koexistenz, ja Symbiose lebten: Waldläufer und *aboiteaux*-Bauer: „die sanftesten Berührungspunkte zwischen europäischer Zivilisation und indianischer Kultur“ (S.59). Die den Akadiern eigene gemeinsa-

me Bewirtschaftung des Landes, das dem Meer durch die *aboiteaux*, ein System aus Deichen und Sielen, abgerungen wurde, schuf außerdem ein belastbares Zusammengehörigkeitsgefühl und war einer der Grundpfeiler akadischer Identität.

Paradoxerweise erlebte Akadien die Zeit der britischen Okkupation seit 1713 als eine relativ friedliche, prosperierende Periode, während derer man um Neutralität bemüht war. Die Balance war aber von kurzer Dauer. Unter dem Vorwand fehlender Loyalität zur britischen Krone beschloss der Gouverneur 1755 die von den Akadiern selbst euphemistisch als *Le Grand Dérangement* (die große Störung) bezeichnete Deportation von 12 000 Akadiern aus Neuschottland (ein Drittel von ihnen war schon in den Jahren zuvor emigriert). Ihre Häuser wurden verbrannt, um jede Aussicht auf Wiederkehr zu löschen, auf Schiffen wurden sie in die übrigen nordamerikanischen Kolonien, teils auch nach Europa verbracht, wo sie alles andere als willkommen waren, ein Teil floh in die Wälder oder die noch zu Neufrankreich gehörenden Gebiete, bzw. nach Louisiana. Die Hälfte der Deportierten fand den Tod, die übrigen erwartete eine oft jahrzehntelange Odyssee, sie wurden zu „Treibholz der Geschichte“ die „ersten Boatpeople der Neuzeit (...) Von Frankreich verlassen, von den Briten gehasst, wurden sie zum Bauernopfer des damaligen Ringens um die Weltherrschaft.“ (288)

Diese Deportation, auch für Zeitgenossen ein Beispiel zutiefst unmoralischen staatlichen Handels von beispielloser Brutalität, stellt das Schlüsselereignis dar, von der bis heute jede Bezugnahme auf akadische Identität ausgeht. Kolboom diskutiert nun die Frage, inwieweit diese Massendeportation „noch in der Tradition bedauerlicher militärischer Grausamkeiten steht“ oder nicht doch, angesichts der Tatsache, dass der Tod eines Drittels der Bevölkerung zumindest billigend in Kauf genommen wurde und das Unternehmen „nicht irgendein bedauerlicher Kollateralschaden militärischer Auseinandersetzungen, vielmehr eine logistisch präzise geplante und durch-

geführte Aktion war“, aus der Warte des Historikers, als „ein Typus moderner ethnischer Säuberung mit fließendem Übergang zum kolonialen Genozid“ (120ff.) bewertet werden muss. In dieser luziden Schärfe ist die Deportation, auch von akadischer Seite, bisher nicht beleuchtet worden. Zwar erkannte 2003 (!) die britische Krone in einer symbolischen Proklamation die Verantwortung für die Deportationsentscheidung und die tragischen Folgen für Tausende von Akadiern an, allerdings ohne irgendwelche juristischen oder materiellen Ansprüche.

Eine weitere herausragende Passage des historischen Abrisses ist die Darstellung des *Evangeline*-Mythos, der die akadische Renaissance des 19. Jahrhunderts einläutet. Kolboom zeichnet diese für den heutigen Geschmack kitschig-sentimentale Sage um die verzweifelte Suche eines jungen Mädchens nach dem in den Wirren der Deportation verlorenen Verlobten in ihren Ursprüngen und Wandlungen und in ihrer geschichtsbildenden Wirkung als Gründungsmythos einer wiedergeborenen akadischen Nation nach. Diese Darstellung ist ein wirklicher Lesegenuss: kritische Historiographie in Reinkultur, aber ohne billige intellektuelle Überheblichkeit gegenüber populären Emotionen. Hätte Pierre Nora sich für Neufrankreich interessiert, hätte er hier den Prototyp eines „Erinnerungsorts“ gefunden, so frappierend ist die Wandlungsfähigkeit des Stoffs durch die Zeiten, in verschiedenen Texten, aber auch filmischen Versionen, die populäre Verwendung auf Festivals und in der Folklore, bis hin zur Werbung (für Schokolade), aber auch ihr Fortwirken noch im ironischen Bezug, wie an den Gegengestalten gezeigt wird, die Antonine Maillet in der handfesten *Sagouine* und der akadischen „Mutter Courage“ *Pélagie* schuf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Akadien, ähnlich wie Québec in der Stillen Revolution, eine Abkehr von den klerikal-traditionalistischen Werten, einen säkularen Modernisierungsschub unter der Regierung Robichaud, die unter dem Wahlspruch „*Chances égales pour tous*“ ein umfangreiches Reformpaket realisierte, einschließlich

der folgenreichen Gründung der frankophonen Universität Moncton, kurze Zeit später Kristallisationspunkt der akadischen 68er-Protestbewegung gegen die anglophone Hegemonie der Stadt. Die Emergenz einer québecer Nation in Ablösung von der frankokanadischen wird von der „kleinen Schwester“ mit einer Mischung aus Enttäuschung und Faszination gesehen, bleibt aber natürlich nicht ohne Wirkung. Die Versuche der 1970er Jahre, nach dem historischen Beispiel der britischen Loyalisten eine eigene Provinz mit akadischer Mehrheit zu gründen, scheitern jedoch in Kanada. Indessen erreicht die Bewegung „*Cajun-Pride*“ zur gleichen Zeit in Louisiana (1968 wird Codofil, *Council for the Development of French in Louisiana* gegründet) die offizielle Gründung einer Region *Acadiana* (1971). Die *Acadie* der Ostküste bleibt ein virtuelles Land, wenn auch die kritische Masse, die die Frankophonen in Neubraunschweig – anders in der übrigen anglo-kanadischen Diaspora – darstellen, dort zur Anerkennung einiger substantieller kultureller und sprachlichen Rechte geführt hat: z. B. ist die Provinz als einzige offiziell zweisprachig.

Was es also heißt, heute Akadier zu sein, die Antwort darauf überlässt Kolboom als Ausklang seiner Darstellung, die Anteilnehmende Schreibweise mit strenger Wissenschaftlichkeit verbindet, einem gemischten Chor akadischer Stimmen, der die Vielfalt und Komplementarität unterschiedlichster Facetten dieser Identität ausdrückt.

Zugegeben, der Raum für eine Buchbesprechung wäre spätestens hier erschöpft. Jedoch handelt es sich bereits bis hierher schon um mindestens zwei Bücher, und, das sei dem zeitökonomisch denkenden Leser gesagt, um Texte, die die Lektüre von einigen Regalmeter ersparen. Indessen verdienen auch die weiteren Aufsätze eine zumindest kurze Erwähnung, die, gemeinsam mit dem bemerkenswerten Epilog von Maurice Basque „*J'avons 400ans*“ ein drittes Buch, einen eigenständigen Sammelband bilden würden, die *Mélanges acadiens*. Hier versammeln sich: ein sehr informativer Artikel von Ingrid Neumann-Holzschuh zum

akadischen Französisch in Kanada und Louisiana, eine überaus nützliche Analyse über Heimat und Moderne im akadischen Film von Thomas Scheufler, die bemerkenswerte Geschichte der Wiederentdeckung der eigenen akadischen Wurzeln von Jacques Gauthier, und sogar, mit dem Text „Die große Störung im Leben der Rosalie C.“, die Erzählung einer Dresdener Studentin, Sandra Eulitz, zu der sie die Beschäftigung mit Akadien angeregt hat.

Denn schließlich, und das sei besonders hervorgehoben, sind die leserfreundliche Präsentation, die klare Sprache der Texte, die sorgfältigen Bibliographien und Querverweise und reichhaltigen Hinweise auf Internetseiten, Glossar, Chronologie, die den Band für Wissenschaftler wie Studierende gleichermaßen zu einem attraktiven Arbeitsinstrument machen, sicher nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass ihm ein Lehrprojekt am CIFRAQS zugrunde liegt, in dem Studierende ihr Thema auf eine engagierte und kreative Weise umgesetzt haben, die ihresgleichen sucht.

Der og. Text ist ein Beispiel, andere Studierende haben Gedichte ins Deutsche übertragen und tragen sie in beiden Versionen vor, Kunststudentinnen „übersetzten“ sie in beeindruckende Bilder – daraus entstand die CIFRAQS-Ausstellung „400 Jahre Akadien“ – wieder andere führen eine eigene, adaptierte Fassung der *Acadiens* (Fugain) auf – das alles erwartet den „Leser“ auf einer mitgelieferten CD-ROM, die neben der virtuellen Ausstellung noch *L'Acadie des maritimes* von Jean Daigle, das *Glossaire acadiens* und *Le parler acadien* von Pascal Poirier enthält, sowie verschiedene Schautafeln zur akadischen Geschichte und Gesellschaft, Filmprotokolle und Bilder und Musikimpressionen aus Akadien. Nicht einmal der hintere Buchdeckel bleibt ungenutzt: hier gibt es noch eine DVD mit dem Dokumentarfilm: „Die Akadier – Odyssee eines Volkes“ von Eva und Georg Bense.

Zeit für ein Fazit: „Akadien: ein französischer Traum in Amerika“ sieht nur so aus wie ein Buch. In Wirklichkeit sind es nicht nur drei Bücher in einem, sondern darüber

hinaus, mit den mitgelieferten audiovisuellen und elektronischen „Zugaben“, auch eine überzeugende Antwort auf die Frage nach der möglichen Symbiose von gedruckten Büchern mit neuen Medien, mit einem Wort, es ist: Die Akadien-Bibel.

Helga Bories-Sawala

Normand Perron/Serge Gauthier, *Histoire de Charlevoix*, Collection « Les régions du Québec », N° 14, Québec, Institut québécois de recherche sur la culture, 2000 (387 p., ISBN 2-89224-304-1, \$ 35.00)

Ce bel ouvrage de la collection « Les régions du Québec » présente méticuleusement Charlevoix, un vaste secteur situé à 50 km à l'Est de la ville de Québec: entre l'Île d'Orléans et la rivière Saguenay, sur la rive nord du Fleuve Saint-Laurent. Les auteurs ont voulu présenter l'histoire, mais aussi la géographie, la démographie (122), la vie culturelle et sociale de cette région. L'ouvrage est non seulement une réussite, mais pourrait aussi être considéré comme exemplaire dans le modèle de l'histoire régionale. Sur une distance côtière d'environ 150 kilomètres, Charlevoix compte plusieurs lieux célèbres: de Baie-Saint-Paul à Baie-Sainte-Catherine, sans oublier La Malbaie, Cap-à-l'Aigle, Pointe-au-Pic, Les Éboulements, l'Île aux Coudres. Le nom de cette région s'inspire de Pierre-François-Xavier de Charlevoix (1683-1761), un diacre jésuite français ayant séjourné en Nouvelle-France et par ailleurs auteur d'une monumentale *Histoire de la Nouvelle-France* en trois tomes, publiée à Paris en 1744 (51).

Les premiers chapitres du livre de Normand Perron et Serge Gauthier décrivent des lieux et paysages, en attirant d'abord l'attention sur un événement fondamental: le cratère de l'astrolème qui, voilà 350 millions d'années, avait reçu l'impact d'une météorite « d'un diamètre de deux kilomètres », laissant encore aujourd'hui une mar-

que géante d'un diamètre de 56 kilomètres (37). Peu de lieux canadiens offrent des particularités géologiques aussi saisissantes. C'est précisément dans cet espace que vit de nos jours la majorité de la population de Charlevoix (39).

D'autres chapitres retracent l'évolution de cette région depuis le premier passage de Jacques Cartier, qui désigne lui-même le nom de l'Île aux Coudres, en 1535. Les chapitres suivants portent sur la vie quotidienne durant le régime français, le violent tremblement de terre de 1663 (62), la pêche au marsouin (93). Fait à souligner, les auteurs étudient également l'histoire de certains chemins de campagne avec leurs tracés respectifs et retracent la genèse des villages qui en sont nés (p. 170), mais ils évoquent également la construction du premier chemin de fer, à partir de 1917 (231). Quelques pages sont aussi consacrées au parler régional de Charlevoix : ainsi, la « chouenne » désigne une histoire élaborée, mais également la capacité de parler longuement (219). Les derniers chapitres touchent l'histoire récente de Charlevoix : la vague touristique, la fermeture des chantiers maritimes ayant donné naissance au système de « cabotage », au moyen des goélettes au diesel naviguant sur le fleuve au milieu du 20^e siècle (234), sans oublier le développement industriel actuel (286). On y traite même des tournages de longs métrages et de téléseries ayant eu lieu dans Charlevoix, qui ont sans doute contribué à donner à la région une image enchantée et parfois idéalisée (326). Aujourd'hui réserve mondiale de la biosphère reconnue par l'UNESCO, Charlevoix a encore beaucoup à offrir, comme l'indiquent les auteurs dans leur conclusion plutôt optimiste (350).

Sur le plan éditorial, cette *Histoire de Charlevoix* est particulièrement réussie et rédigée dans un style vivant ; les cartes, tableaux et illustrations sont abondants et remarquablement bien choisis. La photographie du village de Saint-Hilarion pourrait à elle seule devenir emblématique de ces nombreux lieux typiques du Québec, avec sa route vallonnée et longée de poteaux

électriques, bordée de maisons éparses (p. 277). L'ouvrage est très bien documenté et instruira autant les chercheurs en histoire régionale que les canadianistes. En outre, cette *Histoire de Charlevoix* existe également dans une version abrégée (chez le même éditeur, dans la collection « L'histoire en bref », 2002) disponible en traduction anglaise (*Charlevoix. A Brief History*, 2002, 175 p.).

Yves Laberge

Ruth Panofsky, *The Force of Vocation: The Literary Career of Adele Wiseman*, Winnipeg: University of Manitoba Press, 2006 (204 pp.; ISBN 0-88755-689-2; pb., CAN \$ 22,95)

Autobiographies and biographies have become one of the most popular genres on the contemporary book market. A special sub-genre is the literary biography which, in particular, has become one of the most accessible modes of writing about literature. "Telling the story of the story-tellers," as Valentine Cunningham writes in *The Observer*, is an art that not only fascinates, but also captivates with the drama of the real person beyond the author's voice and role.

Ruth Panofsky's remarkable empirical and historical account of the career of Canadian writer Adele Wiseman can be considered a special kind of a literary biography in which the focus has shifted from a pure emphasis on a writer's personal life and relationships to the "professional experience of authorship." In delineating the publishing and professional side of Wiseman's life as a writer, Ruth Panofsky reads through and interprets a variety of documents available in archival collections, interviews and other primary and secondary material. Although limiting herself to Wiseman's literary career and Wiseman as the public author, Panofsky narrows the scope of her literary biography but convincingly draws often neglected areas into the limelight: author-publisher

relations, publishing practice and literary reception.

Again and again, Ruth Panofsky affirms Wiseman's importance for the modern period in Canadian writing, despite the fact that after the early success with her novel *The Sacrifice* in 1956, she never even came close to repeating this with either her other novel – *Crackpot* of 1974 – or with her plays or non-fictional works. To the contrary, many scholars and critics have read her literary life as one of “a progressive loss of readership and literary recognition”. Not so Panofsky whose interest in Adele Wiseman is genuine and intensely felt by the readers of *The Force of Vocation*. She never loses her objective, and her choice not to base her study on a psychological interpretation and rationalization is very much in her favour.

The study begins with the year 1956 and with the international critical acclaim and media attention the twenty-eight year old Jewish Adele Wiseman of Winnipeg finds herself in. At that time Wiseman had already long regarded herself as a writer, taking great pains in finding time and situations for uninterrupted work. The love of books was an inheritance of her Jewish background and particularly due to her mother's efforts. During the time Wiseman studied at the University of Manitoba, she befriended, among others, her mentor and professor Malcolm Ross, back then teaching in Winnipeg for five years – until 1950. She repeatedly sought his advice and response to her written work until the time of her death in 1992. Ross was the first to note the great potential of a short story that “begged to be developed into a novel,” which Wiseman did when writing *The Sacrifice* – encouraged by Ross and her friends Margaret and William Scobie.

However, the even more crucial and pivotal relationship was the one to fellow writer Margaret Laurence, also a student of Ross' at the University of Winnipeg. Ruth Panofsky devotes long passages to the development of their friendship and quotes from numerous letters. Over forty years, they exchanged letters about personal

affairs, their writings and the problems of a writing life. Panofsky describes their relationship as a mutual understanding of “the key role each played in each other's life,” viewing “themselves as allies and mentors – which gave them strength to confront professional and personal challenges.” The many quotations from Wiseman's and Laurence's letters to each other are impressive and well-chosen. Indeed, Panofsky's use of these letters is inspiring and eloquent. Documenting the course of their literary careers, professional attitudes and private relationship, these letters attest to the fact that their support of each other strongly shaped their roles as female writers in Canada.

Although they started to correspond in the late 1940s, Wiseman's letters only date back to 1962, a fact that Panofsky explains with a possible discarding of her letters by Laurence who in the beginning may not have been aware of their literary significance and historical value. Only after both writers came to regard themselves as professionals – Laurence after the publication of three of her Manawaka novels in the 1960s – they kept and safeguarded their letters which may become important for literary scholarship in the future.

Their self-conception as women's writers in Canada is vividly reflected in the excerpts from their letters. For example, in September 1968, when Wiseman was looking for a publisher for her novel *Crackpot*, Laurence writes to her: “You see, I don't believe and never have believed that you were writing for any one generation, Adele . . . I knew . . . [early on] that you had committed yourself to the god more than I could.” Their understanding of each other as professional writers meant a lot of encouragement, support, and love, which their male colleagues, publishers, and scholars did not necessarily grant them as women writers.

Using these letters, as well as other letters from and to Wiseman, as one of the main sources in her literary biography, Ruth Panofsky shows a deep historical understanding that takes the personal in order to

learn more about the professional and the public side of a writer's life. In addition, her usage of passages from reviews and personal interviews contributes to a fuller understanding of Wiseman's life that goes beyond the usual attraction of a writer's life as a story of a celebrity. This literary biography tells a deeply moving yet historically accurate "story of the story-teller" that it should be a model for other scholars to embrace. It narrates one writer's life, yet, *The Force of Vocation* chronicles also the general experiences of being a writer in Canada during the last half of the 20th century. In the best scholarly fashion (without the tediousness and pedantry often accompanying such literary biographies) Panofsky's account of Wiseman's literary career concludes with a detailed chronology, a list of Wiseman's principal publications, informative endnotes and an impressive bibliography.

Fabienne Quennet

Danielle Fuller, *Writing the Everyday: Women's Textual Communities in Atlantic Canada*. Montreal & Kingston: McGill-Queen's University Press, 2004 (xi + 298 pp.; ISBN 0773528067; Hardcover, CAN \$ 75.00.)

Danielle Fuller's excellent book *Writing the Everyday: Women's Textual Communities in Atlantic Canada* is a benchmark study in several ways. By analyzing the writings of women living in Newfoundland, New Brunswick, Nova Scotia and Prince Edward Island, the University of Birmingham professor is the first to offer a book-length study taking on a gender-critical approach to contemporary local literature, which has seen a late but all the more powerful emergence of female fiction in the second half of the twentieth century. Fuller investigates this flourishing field of Atlantic culture both comprehensively and thoroughly, and shows how former understandings of the

region's traditionally male-dominated life and literature are reconfigured through the selected texts. Her nine chapters of literary analysis illustrate how women authors portray the Canadian East as a "complex of social, cultural, economic, and psychological processes," so that conventional conceptions of the region as mere geographical place are transformed into a multifaceted interplay of exterior and interior spaces (32) – a concept of home that is prefigured in the title's emphasis on the 'everyday' realities about which the female authors write.

The pioneering position of *Writing the Everyday* is furthermore substantiated through its focus on the interrelationships between regional authors, publishers, distributors, and, last but not least, the readers. In an act of impressive scholarship, which includes numerous personal interviews as well as elaborate archival work, Fuller identifies these so-called textual communities in the Atlantic region and investigates the reciprocal influences between them. Though originally researched almost ten years ago, the McGill-Queen's publication still stands at the forefront of a field of research that is of increasing importance in societies booming with book clubs and televised reading recommendations, which the author further explores in her current transatlantic project on contemporary reading cultures in North America and the United Kingdom.

Fuller bases her cross-generic study on the concept of feminist standpoint theory, which allows her to take an explicitly gender-critical approach without essentializing the notion of female authorship. "Groups are not homogeneous, there are always conflicts and differences," the text convincingly argues and therewith asserts its contention that notions of region and gender create a relative coherence within the studied corpus of Atlantic women writing without homogenizing either the texts or their writers according to these characteristics (22). When analyzing works by Newfoundland writers Bernice Morgan and Helen Porter, for example, Fuller shows how these

women “narrate a local knowledge of place, people, and idiom” from a specifically gender-critical perspective while simultaneously resenting the stereotypes of a uniquely shared “community identity” among local women (117). Similarly, the chapters on the early short stories of Joan Clark challenge “the conservative and exclusive notion of home place that has traditionally been associated with Maritime literary culture” and dare the region to embrace the “multiple perspectives that frequently refer to (and sometimes prefer) non-regional communities,” in particular those relating to shared experiences of women across the world (30-1). Hence, *Writing the Everyday* constitutes a successful example of overcoming the dilemma between essentialist vs. non-essentialist approaches that has dominated both regionalist and feminist studies of the past, thus illustrating how original scholarship can open constructive new ways in these fields of research.

How productive this emphasis on diversity within unity actually is can also be seen in Fuller's incorporation of regional writers from various ethnic communities. In a particularly fine chapter, the poems of Mi'kmaq writer Rita Joe, black Nova Scotian author Maxine Tynes and “white, working-class New Brunswicker” Sheree Fitch are compared regarding the markedly verbal style they use in their poetry (200-1). With-

out disowning the cultural differences between these authors Fuller places their respective tendencies towards orality within a common feminist tradition. “All three women exploit poetry for its emotional-political impact on the listener-reader,” the critic argues in her analysis, which indicates how each of these writers of “‘outloud’ poetry” seeks to use language as an activist tool for transformation (157).

In the end, *Writing the Everyday* not only illustrates how contemporary writings by regional women rework traditional representations of Atlantic Canada, but rather the study itself contributes to the re-evaluation of former stereotypes by exploring these yet understudied textual and extra-textual realities. Both literature and literary scholarship “alone cannot solve the inequalities engendered by economic systems, institutional racism, or the problems of deprivation,” Fuller states in her straightforward and very readable style: “But as an activity that emerges from, and demands, a community of readers and listeners, writing challenges the ideologies of privatization and individualism by putting words to shared experiences” (29) – a dictum that urges both writers and researchers to uncover more and more of the physical and social realities that shape regional communities, both in Canada and abroad.

Kirsten Sandrock